

jenseits

Sie kauerten unter der metallenen Leiter und wagten kaum zu atmen. Es war leichtsinnig und dumm gewesen, diesen Weg zu nehmen. Sie hätten auf die alte Horla hören sollen. Das unterirdische Kanalsystem war zwar schmutzig, voller Ratten und stank wie eine Kloake, dafür gab es dort weder Wachen noch Alarmmelder.

Maria lugte zwischen den Streben der Leiter hindurch. Die beiden Männer standen am Rande der kleinen Straße, vielleicht dreißig Schritte entfernt. Sie hatten ihnen den Rücken zugewandt und führten ein lautstarkes Männergespräch, gespickt mit angeblichen Heldentaten, derben Bemerkungen und sexistischen Äußerungen.

Maria wusste, was es bedeutete, während der nächtlichen Sperrzeit außerhalb des Schlaftraktes angetroffen zu werden. Ihr Schutzstatus war aufgehoben. Jeder Mann, der sie dabei erwischte, durfte alles mit ihnen anstellen, ohne Gefahr zu laufen, bestraft zu werden. Und zwar wirklich alles.

Maria erschauerte, als sie an ihr erstes Mal zurückdachte. Sie hatte, wie alle anderen 14-jährigen Mädchen, den Raum mit den bunten Bildern betreten müssen. Die Frauen nannten den Vorgang *Fleischschau*, offiziell hieß es: „Feststellung der körperlichen und geistigen Reife zur vollständigen Eingliederung in die Gesellschaft“. Sie mussten sich spliternackt ausziehen, dann traten zwei sogenannte Ärzte in den Raum und begutachteten sie mit kritischen Blicken. Ein paar Mädchen, bei denen der Körper noch nicht vollständig entwickelt war, wurden zurückgeschickt, die anderen mussten sich in Reih und Glied aufstellen.

Anschließend kamen die Männer herein. Meist ältere Herren, mit Brillen, großen Bäuchen und stinkenden Zigarren im Mund. Sie betasteten hier eine Brust, dort einen Po, ignorierten die mühsam unterdrückten Schluchzer der Mädchen und deuteten schlussendlich auf die von ihnen Auserwählte. Maria musste mit einem kleinen, schnauzbärtigen Mann mitgehen. Er führte sie in ein weiß gestrichenes Zimmer, in dem nur ein ausladendes Bett stand.

Sabbernd hatte er sich die Kleider vom Leibe gerissen und war in sie eingedrungen, noch ehe sie mit dem Rücken die Matratze berührte. Sie hatte vor Schmerzen geschrien, er aber nur gelacht und noch heftiger zugestoßen. An den Rest konnte sie sich nicht mehr erinnern. Sie war im Frauenschlafsaal erwacht. Theresa hatte ihre Hand gehalten und ihre Mutter vergeblich versucht, Maria ein paar Löffel Suppe einzuflößen. Die Schmerzen in Marias Unterleib waren erst Tage später abgeklungen.

Maria lugte zu ihrer Schwester hinüber. Durch das harte Licht der Laternen war Therasas Narbe klar zu erkennen. Sie war von einem Mann mit dem Messer im Gesicht verletzt worden, als sie es gewagt hatte, ihn zu schlagen. Zur Strafe musste sie eine Woche lang die Böden in den Todeszellen schrappen.

„Vielleicht sollten wir einen anderen Weg suchen“, flüsterte Sonja, Marias Freundin.

Theresa schüttelte stumm den Kopf. „Keine Zeit“, murmelte sie.

Das stimmte. In weniger als einer Stunde würde das erste Licht der Dämmerung durch den Nebel des Jenseits kriechen. Danach war es unmöglich, die Stadt zu verlassen.

„Wir dürfen nicht länger warten“, wisperte Sonja. „Sie werden unsere Flucht bald bemerken.“

„Was willst du tun?“ Maria löste das Stahlrohr von ihrem Unterschenkel und wog es abschätzend in der Hand. „Die beiden niederschlagen?“

„Nein. Viel zu gefährlich. Sie haben Gewehre. Und Messer.“

„Außerdem können sie damit umgehen“, ergänzte Theresa. „Im Gegensatz zu uns.“
Betretenes Schweigen.

„Ich werde sie ablenken“, fuhr Theresa fort. „Wenn sie weg sind, versteckt euch dort drüben bei der Hütte und wartet, bis ich nachkomme.“

Maria fühlte einen scharfen Stich in der Brust. „Nein“, hauchte sie. „Lass mich das tun.“

„Auf gar keinen Fall“, sagte Theresa bestimmt. „Du bist meine kleine Schwester und ich habe Mutter versprochen, auf dich aufzupassen.“

Maria ballte die Hände zu Fäusten. „Ich will nicht, dass du gehst“, flüsterte sie.

Theresa lächelte schwach und strich ihr mit den Fingern über die blonden Locken. „Ich weiß. Aber wir wollen die Stadt doch verlassen, oder?“

Maria nickte und senkte den Blick.

„Vertrau mir“, fügte Theresa hinzu. „Mir wird nichts geschehen.“

Sie drückte sich unter der Stiege nach draußen und huschte lautlos an der Mauer entlang. Bereits nach wenigen Sekunden verschwand sie aus Marias Blickfeld.

„Deine Schwester schafft das“, sagte Sonja und legte ihrer Freundin den Arm um den Hals. „Sie ist verdammt schlau.“

Raues Gelächter ließ die Mädchen zusammenzucken. Einer der beiden Männer schlug seinem Kollegen auf die Schulter und amüsierte sich prächtig. Maria wollte gar nicht wissen, was die beiden so erheiterte. Vielleicht die Erinnerungen an das letzte Mal, als sie eine alte Frau erschossen hatten, die ihren Soll nicht mehr erfüllen konnte. Oder die vergangene Menschenjagd in der Arena. Vielleicht erinnerten sie sich auch eines Mädchens, das sie eingefangen und abwechselnd vergewaltigt hatten, bis es leblos zu ihren Füßen lag.

Marias Nackenhaare sträubten sich. Die alte Horla behauptete, früher habe es auch nette Männer gegeben. Männer, die nicht nur Qual, sondern auch Freude bereiteten. Aber Maria hielt das für Unfug. *Männer sind Tiere, keine Menschen*, behauptete ihre Mutter. Maria wusste keinen Grund, weshalb es anders sein sollte.

Die beiden Soldaten unterbrachen ihr Gespräch und lauschten.

„Hast du das gehört?“, fragte der eine.

„Ja.“ Der zweite nickte und hob sein Gewehr. „Klang wie ein Schrei.“

Maria biss die Zähne aufeinander. Ja, es war ein Schrei gewesen. Der Schrei einer Frau.

„Lass uns nachsehen“, sagte der erste Soldat.

Im Laufschrift eilten die beiden auf das Ende der Gasse zu.

„Los jetzt“, flüsterte Sonja und stieß ihre Freundin in die Seite.

Nicht überlegen, dachte Maria und kroch unter der Leiter hervor. *Theresa geht es gut. Der Schrei war geplant.*

Die Mädchen schlichen an den Rand der Straße, warfen aufmerksame Blicke in alle Richtungen und hasteten auf die andere Seite. Neben der Hütte aus rostigem Wellblech befand sich eine kleine Grube, die ihnen als Versteck ausreichend Platz bot. Sie hockten sich hinein und warteten.

Stille umgab sie. Oder nein, eigentlich war es keine Stille. Manche Geräusche in der Stadt verebten nie. Das dumpfe Dröhnen der Turbinen unter ihren Füßen. Fernes Hundegebell. Tropfende Wasserleitungen; und der kaum wahrnehmbare, wie Aluminiumfolie knisternde Atem des Jenseits. Sie waren dicht dran. Durch den kleinen Graben hinter ihnen, eine Unterführung hindurch und sie hatten die Außenmauer erreicht.

„Da kommt jemand“, wisperte Sonja.

Maria schreckte hoch. Eine große, schlanke Gestalt schritt ohne besondere Eile die Straße entlang.

„Sieht nicht wie Theresa aus“, murmelte Maria und duckte sich tiefer in die Grube.

„Ein Soldat“, hauchte Sonja und riss die Augen auf. „Scheiße, er kommt direkt auf uns zu!“ Der Unbekannte war von der Straße abgewichen und marschierte geradewegs auf die Wellblechhütte zu.

„Was sollen wir tun?“ Marias Hände zitterten, als sie das Stahlrohr mit beiden Händen umfasste.

Sonja griff nach einem losen Betonbrocken. „Egal was passiert – nicht schreien. Darauf warten diese Schweine nur.“

Die Gestalt war noch wenige Schritte entfernt.

„Auf drei springen wir auf und schlagen ihn nieder“, zischte Sonja. „Er ist allein, das schaffen wir.“

Sie spannten ihre Körper und wollten bereits aus der Deckung schnellen, als eine vertraute Stimme erklang: „Maria? Sonja? Wo seid ihr?“

Maria ließ vor Erleichterung ihre Waffe fallen und richtete sich auf. Theresa trug die Uniform eines Soldaten. Der Anzug war ihr viel zu groß, auch hatte sie weder Gewehr noch Messer bei sich. Doch auf die Entfernung war ihre Tarnung perfekt.

„Wow“, sagte Maria und legte den Kopf schief. „Du hast dich sogar bewegt wie ein Mann.“ Theresa stupste Maria an der Nase und lachte leise. „Ist gar nicht so schwer. Du musst dir einfach vorstellen, dass deine Hose voll ist, dann ist es ganz leicht.“

„Woher hast du die Uniform?“

„Aus einem Lager. War zufällig offen. Da habe ich mich nicht zweimal bitten lassen.“

„Hey“, sagte Sonja und deutete auf Theresas Jacke. „Was ist denn das?“

Aus einer der Taschen lugte das obere Ende eines Fotos. Theresa zog es hervor und warf einen Blick darauf. Ihr Gesicht gerann zur Grimasse.

„Was ist?“, fragte Maria alarmiert.

Wortlos hielt ihr Theresa das Foto hin. „Wir müssen weiter“, fügte sie hinzu und wandte sich ab. Ihre Stimme war mit einem Mal eisig kalt, bar jeder Emotion.

Maria sah auf das Foto. Es war ein Kind, ein kleiner Bub, wohl kaum ein Jahr alt.

Maria schluckte. Ja, es sah im ähnlich. Die Haare waren etwas dunkler und die Nase vielleicht eine Spur zu groß, aber sonst ...

Sie reichte das Bild an Sonja weiter. Eine andere Unmenschlichkeit der Männer. Schon mit sechzehn wurden die gesunden Mädchen geschwängert, mussten Kinder austragen. Wenn das Neugeborene weiblich war, blieb es unter der Obhut der Mutter, war es männlich, wurde es dem Mutterschoß entrissen und an einen unbekanntem Ort gebracht. Niemals bekam die Gebärende ihr Kind zurück. So war es Theresa ergangen. Ein solches Schicksal könnte genauso gut Maria treffen, wenn sie in wenigen Tagen sechzehn wurde. Flucht war ihre einzige Chance.

„Beeilt euch“, sagte Theresa. Sie wandte sich kein einziges Mal um, als sie durch den Graben in Richtung Stadtrand schritt.

Die Gefährtinnen näherten sich der Unterführung, schlüpfen hindurch und duckten sich hinter ein verrostetes Fahrzeug. Vor ihnen erhob sich die Mauer. Es war ein grauschwarzer, zwanzig Schritt hoher Wall aus Stahl und Beton, ohne Fugen, Türen oder Öffnungen. In regelmäßigen Abständen führten steile Treppen die Mauer empor. Maria wusste, dass der Wall die gesamte Stadt umschloss und begehbar war. Er wurde von Soldaten bewacht, die auf der Mauerkrone patroulierten.

„Seht ihr jemanden?“, flüsterte Theresa.

Die anderen verneinten.

„Wir halten uns an den Plan“, sagte Theresa. „Ich gehe voraus. Wenn ich oben an der Mauer bin und euch winke, kommt ihr nach. Sollte mich jemand entdecken, kehrt ihr sofort ins Lager zurück.“

Maria presste die Lippen aufeinander. Egal was geschah, sie würde ihre Schwester nicht im Stich lassen. Niemals.

„Sollten wir vorher nicht die Abwasserkanäle kontrollieren?“, schlug Sonja vor. „Vielleicht ...“ Theresa schüttelte vehement den Kopf. „Wir sind genug Stollen abgegangen. Alle waren an der Mauer verschlossen.“

„Ja, aber hier waren wir noch nicht. Womöglich haben wir einen übersehen, der nach draußen führt.“

„Haben wir nicht“, sagte Theresa trocken. „Und selbst wenn, fehlt uns die Zeit, das zu überprüfen.“

Maria erinnerte sich mit Schauern an ihre nächtlichen Eskapaden, als sie nur mit einer einzigen, fingergroßen Taschenlampe ausgerüstet durch die Katakomben des städtischen Abwassernetzes geschlichen waren. Damals hatten sie festgestellt, dass die Stadt tatsächlich von der Außenwelt abgeschottet war, und es keinen anderen Ausweg gab, als direkt über die Mauer zu fliehen.

„Wollt ihr das wirklich tun?“, fragte Theresa zum wiederholten Mal. „Wenn wir erwischt werden, haben wir jeden Schutz und all unsere Rechte verloren.“

„Was denn für Rechte“, murmelte Sonja, ohne eine Antwort zu erwarten.

Maria konnte ihr bloß zustimmen. Das, was die Männer *Frauenrechte* nannten, war kaum mehr als eine Handvoll vager Regeln und Verhaltensanweisungen, die verhindern sollten, dass die Stadt in Anarchie und Chaos versank. Im Grunde wurden Frauen als Vieh betrachtet, das gehalten wurde, um die männlichen Nachkommen sicherzustellen.

„Selbst wenn die alte Horla etwas anderes behauptet hat“, fügte Theresa hinzu, „es könnte sein, dass sie uns auch hinter der Mauer jagen.“

Maria dachte an ihre Gespräche mit der greisen Dame zurück. Horla war die älteste Frau in der Stadt, sicherlich siebzig, wahrscheinlich sogar älter, aber niemand wusste das so genau. Sie lebte in der verfallenen Kirche im Stadtzentrum, ernährte sich von Abfall, schrieb eigenartige Geschichten und malte wunderschöne, fantasievolle Bilder an die Wände ihrer Behausung. Dies alles unbehelligt von männlichen Zugriffen. Es hieß, die Mächtigen hätten Angst vor ihr, weil sie der einzige Mensch war, der das Jenseits betreten hatte und zurückgekehrt war.

Maria konnte sich gut an Horlas Worte erinnern: „Sie werden euch nicht folgen“, hatte sie mit ihrer rauchigen Stimme gesagt. „Sie haben Angst vor dem, was im Jenseits steckt. Angst vor dem, was dort stecken könnte.“

Aber die Frau hatte leicht reden. Die alte Horla jagte niemand. Sie war zu alt und zu gebrechlich, um Kinder zu gebären. Man ließ sie in Frieden, auch wenn den Herrschenden kaum gefallen dürfte, was sie den jungen Mädchen erzählte.

Theresa erhob sich. „Gut, dann los“, sagte sie, warf einen achtsamen Blick in die Runde und huschte über die freie Fläche auf die Mauer zu. Behände begann sie die Treppe emporzusteigen, erreichte die Mauerkante und deutete den beiden Mädchen, ihr zu folgen. Marias Herz klopfte bis zum Hals, als sie sich dem monströsen Wall näherte. Das Metall der Leiter war kühl und nass, hervorgerufen durch den Nebel des Jenseits, der von Zeit zu Zeit über die Mauer in die Stadt schwappte. Der Stahl knirschte und quietschte bedrohlich; beinahe war es, als würden die Geräusche Stimmen und Worte formen. Maria hörte lieber nicht zu genau hin.

Unbehelligt langte sie neben ihrer Schwester an. Zu dritt lugten sie über die Oberkante der Mauer. Etwa hundert Schritte in beide Richtungen standen die ersten Wachen. Sie wirkten wenig aufmerksam. Einer von ihnen lungerte auf einem Stuhl und hatte den Kopf gesenkt, als würde er schlafen.

Hinter dem Wall lag das Jenseits.

Ein monotoner, dunkelbrauner Erdboden, ohne Bewuchs und bar jedes Hinweises auf Leben. Die Ebene verlor sich nach einigen Dutzend Metern im dichten Nebelgrau. Eine hin und her wogende, düster schimmernde Wolke, die sich vom Boden bis weit in den Himmel erstreckte; so hoch, dass selbst die Mittagssonne nur als schmutzig gelber Fleck zu erkennen war und die Laternen in der Stadt auch untertags nie verloschen. Manche behaupteten, der Nebel würde von der Stadt angezogen, waberte über die Außenmauer empor und verharrte hoch über den Dächern der Häuser, wie eine geöffnete Klaue; bereit, jeden Moment zuzuschlagen.

Plötzlich kamen Maria Zweifel an ihrem Unterfangen. Mit einem Mal hatte sie die Stimme ihrer Mutter im Ohr: „Aberglaube und Hirngespinnste“, hatte sie gemeint. „Es gibt keine Welt außerhalb der Mauern. Dort ist alles tot.“ Dasselbe behaupteten die meisten anderen Frauen.

Jenseits, so wurde es genannt. Entstanden durch die große Katastrophe vor mehr als dreißig Jahren, welche die Menschen gezwungen hatte, sich in die Städte zu flüchten. Kein Leben, keine Nahrung, kein Schutz. Wer die Sicherheit der Stadt verließ und in den ewigen Nebel eintauchte, musste eines qualvollen Todes sterben.

Die alte Horla war anderer Meinung. „Jenseits der Mauer und des Nebels ist alles besser“, hatte sie betont. „Keine Männer, kein Krieg, keine Gewalt. Dort gibt es blühende Wiesen, frisch sprudelnde Quellen und genug Nahrung für alle. Die Tiere können sprechen, sind hilfsbereit und fröhlich. Jeder tanzt und singt, niemand muss arbeiten. Die Welt außerhalb ist von Magie erfüllt, in jedem Grashalm steckt ein positiver, liebevoller Zauber. Es ist nicht das Jenseits, sondern das Paradies.“

Maria war mit großen Augen an Horlas Lippen geblieben. „Warum bist du zurückgekehrt?“, hatte sie gefragt.

Ein tiefes Seufzen. „Ich dachte, ich könnte etwas bewirken; könnte die Männer verändern und ihnen die Augen öffnen. Doch das war ein Irrtum. Sie werden ihre Macht nicht freiwillig abgeben. Niemals.“

Maria wurde aus ihren Gedanken gerissen.

„Gib mir das Seil“, flüsterte Theresa an Sonja gewandt.

In tagelanger Schwerstarbeit hatten sie alte Stricke und Leinenreste zu einem stabilen Tau verarbeitet. Es trug das Gewicht von wenigstens zwei Frauen und war knapp zwanzig Meter lang. Das sollte mehr als ausreichend sein, um auf der anderen Seite bis zum Erdboden zu

gelangen.

Theresa verknotete das eine Ende des Seils mit den massiven Streben der Leiter.

„Hoffentlich sieht niemand in unsere Richtung“, murmelte sie, zögerte einen Moment und warf das Tau über die gegenüberliegende Mauerkante.

Maria spitzte die Ohren, doch weder aufgeregte Schreie, noch der Klang einer Alarmsirene waren zu hören. Nach einigen Sekunden atmete auch Theresa erleichtert auf.

„In Ordnung“, sagte sie. „Wer will zuerst?“

Maria warf Sonja einen unsicheren Blick zu. Ihre Freundin schien wenig begeistert von der Vorstellung, den Anfang machen zu müssen.

„Okay, ich tu's“, sagte Maria und spürte, wie ihre Handflächen feucht wurden.

„Du weißt, was wir besprochen haben“, flüsterte Theresa. „Der gefährlichste Augenblick ist der Moment, wenn du dich über die Mauerkante schwingst. Danach können dich die Soldaten nicht mehr sehen. Das Absteigen funktioniert, wie wir es geübt haben; die Füße immer gut an der Mauer abstützen. Sobald du unten bist, schlag vorsichtig das Seil gegen die Wand, damit wir Bescheid wissen. Und Maria ...“, Theresa zögerte, „... pass auf dich auf.“ Maria nickte schweigend. Sie war froh, dass es so dunkel war. Sonst hätte ihre Schwester gesehen, dass sie am ganzen Körper zitterte. Außerdem fühlte Maria, wie sämtliches Blut aus ihren Wangen wich.

Sie wollte sich gerade erheben, als sie ihre Schwester zurückhielt.

„Warte“, sagte Theresa und drückte ihr etwas in die Hand. „Steck das ein.“

Verwundert blickte Maria auf die kleine Tafel Schokolade zwischen ihren Fingern.

„Woher hast du die?“, fragte sie verblüfft. Gewöhnlich gab es Schokolade nur zu Weihnachten, wenn überhaupt.

Theresa lächelte verschmitzt. „Einer von meinen Männern hatte einen ganzen Karton davon. Ich habe sie für dich mitgenommen.“

Maria starrte ihre Schwester mit offenem Mund an. Davon abgesehen, dass das Bestehlen von Freiern mit hohen Strafen belegt wurde, hatte Theresa selbst garantiert seit Monaten keine Schokolade verzehrt.

„Danke“, murmelte Maria, verbarg die Schokolade in ihrer Hosentasche und zog sich über die Mauerkante. Wenn sie ihr Vorhaben nicht sofort in die Tat umsetzte, würde sie kaum noch den Mut dazu aufbringen.

Maria verharrte und sah zu den Wachposten hinüber. Niemand schien in ihre Richtung zu blicken. Maria ergriff das Seil, ließ ihre Beine auf der anderen Mauerseite herab und rutschte über die Kante. Für einen schrecklichen Augenblick hatte sie das Gefühl, als wenn das Seil nachgeben und sie haltlos in die Tiefe stürzen musste. Sie verkrampfte sich und schwebte mehrere Sekunden lang wie am Präsentierteller dicht unterhalb der Mauerkrone.

„Du schaffst es, Maria!“

Der leise Ruf ihrer Schwester brachte sie zur Besinnung. Hastig ließ sie sich tiefer gleiten und stützte sich mit den Beinen an der Mauer ab. Obwohl die Wand durch den Nebel feucht war, bot sie erstaunlich gut Halt. Viel rascher als sie gedachte hatte, spürte Maria wieder festen Boden unter ihren Füßen.

Erleichtert ließ sie das Seil los, erinnerte sich dann aber ihrer Aufgabe und schlug das Tau zweimal gegen die Mauer. Sekunden später tauchte Sonjas Rücken über ihr auf. Marias Freundin brauchte deutlich länger, bis sie unten anlangte.

Zuletzt folgte Theresa. Sie schwang sich über die Mauerkante, rutschte das improvisierte Seil herab und langte wohlbehalten neben ihren Gefährtinnen an.

„Geschafft“, sagte sie erleichtert. „Wir hatten echt Glück, dass ...“

Ein Schrei der Überraschung hallte durch die Nacht.

„Alarm!“, brüllte jemand. An der Mauer über ihnen wurden trampelnde Schritte laut.

Voll Entsetzen starrten sich die Freundinnen an und waren zu keiner Regung imstande. Alle Hoffnung fiel von Maria ab. Sie wollte sich auf den Boden werfen und zu einem schluchzenden Häuflein Elend zusammenrollen. Es war alles so sinnlos. Ihr Vorhaben, ihre Flucht, ihr gesamtes Leben.

„Lauft!“, schrie Theresa und packte Maria am Arm. Dies brach den Bann.

Sie stürmten los, direkt auf die graue Nebelwand zu.

Ein leises, schalkhaftes Lachen zog über die Flüchtenden hinweg. Sonja erstarrte mitten im Schritt.

„Todesgeister“, flüsterte sie und duckte sich ängstlich auf den Boden.

„Komm weiter!“, rief Maria, obgleich ihr selbst die Haare zu Berge standen, und zerrte ihre Freundin hoch. Sie stolperten über den ausgedörrten Erdboden, entfernten sich immer weiter von dem schwarzen Bollwerk der Mauer.

„Stehenbleiben!“, donnerte eine Stimme. Schlagartig flammten Suchscheinwerfer auf, jagten über den Untergrund und erfassten die Flüchtenden.

Ein Schuss knallte. Dicht neben ihnen spritzte Erde auf. Theresa fluchte und beschleunigte ihre Schritte. Ein weiterer Schuss, diesmal auf die andere Seite.

„Bleibt stehen oder ihr werdet erschossen!“, erklang die Stimme erneut, dumpf und dröhnend, wie aus den Tiefen einer riesigen Kathedrale.

„Weiter“, keuchte Theresa und warf ihnen einen panischen Blick zu.

Ein dritter Schuss erklang. Theresa schrie auf und stürzte. Sofort war Maria an ihrer Seite.

„Mein Bein ...“, keuchte Theresa und wälzte sich auf den Rücken. Auf der Hose ihres linken Oberschenkels breitete sich ein hellroter Fleck aus.

„Hilf mir“, sagte Maria an Sonja gewandt und griff Theresa unter die Achseln. Zu zweit zogen sie die Verwundete in die Senkrechte. Theresa heulte auf und ließ sich zu Boden gleiten.

„Es geht nicht“, wimmerte sie, versuchte aber ein weiteres Mal aufzustehen – vergeblich.

„Stütz dich auf unsere Schultern“, sagte Maria gehetzt.

„Mir ist schlecht“, erwiderte Theresa und erbrach sich. Das Blut ihrer Wunde drang durch die Hose und hinterließ einen hässlichen, braunroten Fleck am Boden.

Ein lautes Poltern erscholl. Die Soldaten auf der Mauer ließen eine Strickleiter auf der Außenseite der Wand herab und begannen hinabzusteigen.

„Lasst mich zurück“, presste Theresa hervor. „Mit mir habt ihr keine Chance.“

„Nein!“ Maria schrie beinahe. „Ich lasse dich nicht hier!“

Therasas Augenlider flatterten. „Doch, du musst. Rennt in den Nebel, bringt euch in Sicherheit.“

„Nein!“ Maria heulte auf und schlug ihre Fäuste gegen den Kopf. „Ich werde dich niemals ...“ Ihre Stimme versagte.

Mit einem Mal war Theresa ganz ruhig.

„Ich kann nicht länger auf dich aufpassen, wenn du hier bleibst, kleine Schwester“, sagte sie.

„Du musst fliehen. Ohne mich.“

Maria warf sich auf die Knie und schloss ihre Schwester in die Arme.

„Ich komme zurück“, flüsterte sie mit Tränen in den Augen. „Ich lasse dich nicht im Stich.“

Theresa fluchte ungehalten und stieß ihre Schwester beiseite. „Verschwindet, los!“

Maria trat einen zögerlichen Schritt zurück. Sonja packte sie am Ärmel und zerrte sie in den Nebel, fort von der dunklen Mauer der Stadt, fort von den Soldaten, fort von Theresa.

„Ich komme zurück“, wiederholte Maria und ihr Körper erbebte vor Ohnmacht und Wut.

„Irgendwann.“

Sie wandte sich ab und folgte Sonja in die graue Einsamkeit hinein, ohne sich ein weiteres Mal umzudrehen. Der Nebel des Jenseits öffnete sich, wirbelte auf und nieder und verschlang die beiden Mädchen, als hätte es sie nie gegeben.

Theresa senkte den Blick. Sie vernahm stampfende Männerschritte, die sich rasch näherten. Ihr eigenes Schicksal war ihr gleichgültig. Maria war entkommen, nichts anderes zählte.

Alles Gute, kleine Schwester, dachte sie und schloss die Augen. Jenseits wird alles besser.